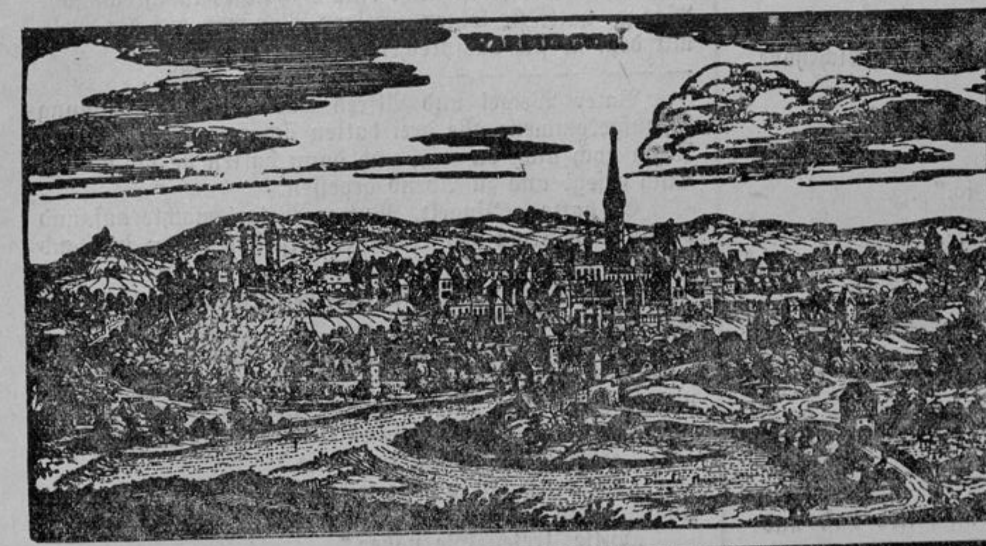
Warburger Warte

Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage
des Warburger
Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg



Nr. 68 — 25. August 1937 — 11. Jahrgang

Meister Weigel und seine Kinder

Roman von Otfrid von Hanstein

14. Fortsetzung

„Du, Adelaide —"

Sie zog den Namen absichtlich in die Länge.

„Vergiß deine Lappen nicht."

Mit raschem Griff schob Frau Färber die Scheine in ihre Tasche und rauschte die Treppe hinunter.

„Diese Kanaille! Dieses alte, aufgetakelte Flittchen, das sich einbildet, sie wäre jünger als ich! Diese, diese —"

„Aber Mutter, was ist denn los?"

„Gar nichts. Jetzt ist wieder reine Luft!"

„Hätte ich gewußt, ich glaube —"

„Richtig war's. Gut war's. So! Nun bin ich hier erst zu Hause. Das war gut. Jetzt tut mir der Onkel Wilhelm zum erstenmal leid. Kann froh sein, daß er die los ist. Jetzt laß mich man. Heut mittag gibt's Klöße! Und was für welche. Richtige Tischlerklöße, und nun kann's noch mal gut werden!"

— — — — — — — — —

Irma Weigel ging langsam die Bürotreppe hinunter. Sie mußte immer noch an das Angebot Zangenbergs denken. Ach, wäre das schön! Hundert Mark! Ganz gewiß wenig, aber hundert Mark, die sie selbst verdiente! Hundert Mark jeden Monat! Das war etwas Sicheres und war besser, viel, vieltausendmal besser, als etwa Frau Pistor zu werden Deshalb, nur deshalb schickte der Mann ja immer noch Möbel. Und jetzt? Es kam ihr vor, als hätte sie bis jetzt unter Zwangsversteigerungsschutz gestanden und der sei abgelaufen. Solange der Fall Weigel noch immer nicht ganz geklärt war, hielt sich Pistor zurück. Jetzt war es soweit. Jetzt konnte er jeden Tag kommen und dann —. Warum wohnte Herr Zangenberg nicht in Eydtkuhnen oder sonstwo, wo die Füchse einander gute Nacht sagten, und nahm sie dahin mit!

Als sie unten im Hausflur war, sah sie Fritze Kuhlekamp stehen, der ihr die Hand hinhielt. Sie war so in ihren Gedanken, daß sie ihn zuerst gar nicht erkannte.

„Ich wollte nur adje sagen."

„Aber, Fritz?"

„Na ja, das ist doch nun mal so."

Sie hatte ihn in all den Wochen kaum gesehen, war ihm sogar aus dem Weg gegangen. Jetzt hatte sie ein ängstliches Gefühl.

„Wollen wir ein bißchen zusammen gehen? Ich möchte frische Luft schöpfen."

Sie ärgerte sich schon wieder über sich selbst, daß ein rascher Blick über ihn hinweggeglitten, aber er war nicht mehr im Arbeitskittel und sah recht gut aus.

Sie gingen zusammen durch ein paar Straßen und dann — jetzt mußte Irma wieder lächeln — dann waren sie im Friedrichshain, genau an derselben Stelle, an der sie damals der Assessor angeredet hatte. Unterwegs hatte sie gefragt:

„Du willst weg?"

„Ich muß doch! Hier ist's alle, Vater haben sie nach Reinickendorf übernommen und der zieht morgen dahin. Aber für mich ist in der Fabrik nichts Ich bin ja eigentlich Monteur, und so was brauchen sie nicht."

„Dann bist du arbeitslos?"

„Na ja, allerdings, jetzt gehe ich zuerst in ein Arbeitslager. Weit weg, nach Sachsen. Da wird an der großen Autostraße gebaut, und da soll ich 'ne Maschine bedienen. Was dann später wird, weiß ich nicht. Werde schon wieder wo unterkriechen, aber —"

„Nicht in Berlin?"

„Wahrscheinlich nich. Da is es ja am schwersten."

Irma sagte ganz leise:

„Wann reist du denn fort?"

„Morgen früh."

„Dann werden wir uns ja nicht mehr sehen?"

„Täte dir das denn leid?"

„Aber, Fritz, du weißt doch."

„Ich weiß bloß, daß das alles nu anders is und daß es nie wieder so wird."

„Wie wird es nicht mehr?"

„Wie damals, vor vier Jahren, als ihr noch nich draußen in der Villa wart. Da hab' ich mir immer eingebildet —"

Sie wollte ihn nicht weiterreden lassen, sondern unterbrach ihn:

„Ich wünschte auch, wir wären nie hinausgezogen."

Er faßte ihren Arm.

„Wünschtest du das wirklich!"

Er hatte kein Poltern gehört und die Last des Gestürzten in seinen Händen gespürt. Der Freund hing irgendwo fest, nur so konnte es sein.

Er kroch zurück, das Seil so gut es ging um einen Felsbuckel zu befestigen. Jeden Handgriff überlegte er reiflich, und es währte wohl eine Viertelstunde, ehe er zufrieden war. Das Seil rutschte nicht ab, aber einem plötzlichen Ruck hielt es nicht stand. Wieder vorkriechend packte er es mit der Rechten fest, dann lehnte er sich hinaus, rief und sah: Da auf einem knappe vierzig Zentimeter breiten Sims, lag der Freund, das Gesicht zu ihm gerichtet. „Du mußt zurückkriechen, ihn hochziehen und hernach das Seil mit der Last zum Absatz pendeln lassen" durchzuckte es ihn. Aber noch ehe er zu Ende gedacht hatte, erwachte unten der Kamerad aus seiner Ohnmacht. „Fritz!" schrie Johannes, aber es war schon zu spät.

Der Gestürzte sah verwundert um sich. Was war geschehen? „Abgestürzt!" sagte ihm das dämmernde Bewußtsein „Gut davongekommen!" stöhnte er und drehte sich. Die Rippen brannten im jähen Schmerz. Er zuckte zusammen und rutschte plötzlich haltlos über den Sims. Da arbeiteten seine Gedanken unvermittelt klar. In aller Deutlichkeit erkannte er Johannes, vorgebeugt, vernahm dessen entsetzten Ruf, und während er schneller und schneller fiel, gewahrte er, wie sich oben unterm Ueberhang ein furchtbares Gesetz erfüllte.

Schon sah er sich gegen die Blöcke am Fuße des Felsens schlagen, als auf einmal das Seil ruckte, ihm die schmerzenden Rippen von neuem zusammenpreßte und — hielt. Acht Meter unter ihm lag der Absatz. Sich schwingend mußte er ihn erreichen. Stand er darauf, war jede Gefahr vorüber.

Jede Gefahr vorüber? Ihn hielt das Seil, das Johannes langsam nachließ. Aber wie er es nachließ! Johannes war aus dem Sicherungsplatz geworfen, er hing über der Wand. Wie er es fertig brachte, sich zu halten und dabei auch das eisern gepackte Seil nachzulassen, das war ein Wunder. Fritz sah das verzerrte Gesicht des Freundes, dem er nicht helfen konnte, solange er selbst hilflos war. Er sah, wie Johannes die Adern in die Schläfen sprangen und die Augen aus den Höhlen traten und war darauf gefaßt, daß der Freund loslassen und mit ihm in die Tiefe fallen mußte.

Immer noch gab das Seil nach. Fritz sah den Absatz neben sich, wagte es aber nicht, sich zu schwingen. So spreizte er die Beine, faßte drüben Fuß, neigte sich mit dem Seillauf und konnte mit den Händen einen guten Griff fassen. Er schob sich auf den Absatz, kroch gegen die Wand und konnte gerade das Seil packen, als von oben ein Schrei erscholl. Er sah Johannes an sich vorüberstürzen, berechnete im Nu die Sturzlänge und stemmte sich fest. „Halten!" schrie er heiser. Da kam schon der Ruck, er hörte Wipfel brechen, Aeste poltern, dann war eine tödliche Stille. Und im Augenblick kam ein zweiter Ruck. Das Seil lockerte sich. Ein dumpfer Fall — und wieder war es still.

„Freund!" flüsterte er, während er das Seil einzog und um einen Block legte. Das gerissene Ende wagte er nicht anzusehen. Als er dann abseilte, spürte er seine Schmerzen kaum, dachte auch nicht eine Sekunde daran, ob er die Kraft noch besaß, die das Abseilen erforderte. Er war mit seinen Gedanken bei dem Kameraden, der unten lag mit zerschmetterten Gliedern . . .

Wie er den Felsfuß erreichte, wußte er nicht. Taumelnd suchte er Johannes und fand ihn ausgestreckt unter der Fichte, in deren Wipfel er gefallen war. Der Kamerad lag mit offenen Augen da und atmete. „Johannes!" schrie Fritz und warf sich neben ihn. — „Fritz!" Dann schwiegen sie.

Als sie sich nach langer Zeit ächzend erhoben, reichten sie sich die Hände. „Das ging gut ab", sagten sie und lächelten.

Familie Hundertelf

Eine Münchener Geschichte von Peter Scher

Dienstmann Hundertelf steht seit einem Menschenalter am Antoniusplatz, der Kirche gegenüber. Alle Vorübergehenden kennen ihn. Viele grüßen ihn — das heißt, eigentlich grüßt er alle. Er raucht unentwegt aus einer Holzpfeife irgend etwas, das er gläubig für Tabak hält. Das Publikum ist anderer Meinung. Es macht — mit dem Finger an der Nase — püh! und hat es eilig. Aber Hundertelf ist nicht beleidigt. Wer würde ihn beleidigen wollen! Na also, so ist der Mann; er steht da und erwartet in Geduld einen Auftrag, der oft lange nicht kommt.

Ueber dem Kirchenportal thront der steinerne Heilige, von den Tieren umgeben, die er so liebte — Sankt Antonius.

Hundertelf betrachtet sie alle zusammen immer wieder — den Heiligen und die Tiere. Fromme Schauer überrieseln ihn, wenn er sich den Hirsch, das Reh oder den Fisch gebraten vorstellt. Das Wasser läuft ihm im Mund zusammen.

Manchmal tritt Mutter Hundertelf hinzu, um nachzuforschen, was Vater schon eingenommen hat. Hat er, so gibt er ihr mit einer verstohlenen hastigen Bewegung Geld, und sie enteilt zum Krämer oder Fleischer. Im anderen Falle wackelt sie wortlos und geduckt zurück.

Einmal oder zweimal in der Woche taucht ein Mädchen auf, ein hübsches Geschöpf mit fast damenhaftem Wesen, das zu Hundertelf in Beziehung zu stehen scheint.

Die kleine Person hat zwar etwas Wohlwollendes, um nicht zu sagen leicht Herablassendes; aber im Bezirk des St. Antoniusplatzes läßt es sich nicht verheimlichen, daß sie Hundertelfs rechtmäßige Tochter ist. Tochter ist übrigens gar kein Wort. Sein Stolz, seine Zuversicht ist die wohlwollende junge Dame, die ihm beim Kommen und Gehen nur eben die Fingerspitzen reicht und ein bißchen von oben her lächelt, wenn er zupackt und ihr gepflegtes Händchen in seiner schwarzen Tatze verschwinden läßt.

Denn — hört und staunt! — Maxie (wie sie immer noch heißt, obgleich sie im Begriff ist, sich zu einer vornehmeren Maximiliane emporzuentwickeln), Maxie ist beim Theater.

Herr und Frau Hundertelf schwören darauf, daß das Mädchen einmal eine berühmte Schauspielerin wird, womit alle Sorgen und Umständlichkeiten für die Alten erledigt sein werden.

Die Eltern haben Maxie zwar noch nicht auftreten sehen, sie ist ja auch noch Anfängerin, aber sie soll ihre Sache so gut machen, daß schon einige Male bei offener Szene geklatscht wurde. Sie selbst hat es den gerührten Eltern berichtet. Wenn das kein Wechsel auf die Zukunft ist!

Eines Abends haben sich Hundertelfs zu einem großen Erlebnis entschlossen. Sie wollen Maxie in ihrem Bühnenglanz sehen. Wenn das Mädchen auch immer dagegen redet und behauptet, es sei noch zu früh — einmal soll es sein.

Wie die Alten da oben auf der Galerie ehrfürchtig nach der Bühne sehen — es ist ein Vorort-Spezialitäten-Theater —, tut sich der Vorhang auf, und mancherlei Spannendes wird vorgeführt von Personen männlichen und weiblichen Geschlechts, unter denen sich aber Maxie nicht befindet — noch nicht. Abwarten, Maxie muß kommen!

Nach der ersten Nummer, die stürmisch beklatscht wird, gibt es ein lang hinschnarrendes Klingelzeichen. Es wird allmählich ruhiger und dann — oh, ist es möglich! — tritt auf einmal Maxie Hundertelf persönlich auf. Sie hat ein wunderbares Kostüm an und schreitet feierlich von der einen Bühnenseite zur anderen, wo sie mit einem Knicks in die Kulisse verschwindet. In den Händen hält sie eine schwarze Tafel, auf der in Weiß die kommende Nummer des Programms steht.

„Bravo, Maxie!" hört man von irgendwo einen Jüngling rufen, und einige Leute fühlen sich erheitert.

Die alten Hundertelfs sehen sich glückstrahlend an. Das ist ja wirklich toll, wie dieses Mädchen, das nach wie vor ihre Tochter ist, über die Bühne geht — ganz vorn im Licht vor aller Augen. Als ob es nichts wäre!

„Mutter —", sagt Hundertelf erschüttert —, „die wird! Da ist mir nicht bange drum — die wird!"

Mutter faßt sich an die Nase. „Jetzt bin ich neugierig, wie sie das nächste Mal auftritt!" sagt sie und hat schon ein bißchen was Hoffärtiges in der Stimme.

Und Maxie tritt immer wieder auf — alle zwanzig Minuten etwa — und trägt jedesmal eine neue Nummer über die Bühne. Viel Gelegenheit ist ja da nicht, eine große Begabung spielen zu lassen — aber die alten Hundertelfs sehen sie dennoch jedesmal in einem anderen Licht, und geklatscht und gelacht wird auch jedesmal, wenn Maxie verschwindet.

Das war ein großer Tag im Dasein der Familie Hundertelf.

„Ja, sehr!“

Das hatte recht energisch geklungen.

„Auch wegen — wegen, Irmeken, du weißt schon, was ich meine.“

Irma sah ihn ganz flüchtig an und lächelte.

„Vielleicht auch deshalb.“

Jetzt hielt er es nicht länger aus.

„Irma, du weißt ja gar nicht, wie lieb ich dich habe. Wie schrecklich lieb.“

Nun sah sie ihn voll an.

„Doch, Fritz, das weiß ich!“

„Das weißt du? Aber du?“

„Ach, Fritz, quäl mich doch nicht so.“

Er machte ein bitteres Gesicht.

„Weiß schon, jetzt bin ich dir zu gewöhnlich.“

„Nein. Du bist mir der beste Freund, den ich auf der Welt habe.“

„Soll das heißen, daß du mich ein bißchen lieb hast?“

„Wie könnte ich einen so guten Menschen nicht lieb haben?“

„Wirklich, aber dann — Irmeken — dann — dann kann ja alles noch gut werden.“

Sie schüttelte mit dem Kopf.

„Ich glaube nicht.“

„Aber warum denn? Wenn du mich lieb hast und wenn—“

„Ich darf ja gar nicht.“

„Du darfst nicht? Wer hat dir denn was zu befehlen? Wollen etwa deine Eltern nich? Kann ich mir jar nich denken.“

Sie schluchzte auf.

„Ich muß ja Werner Pistor heiraten, wenn er mich will, und ich fürchte, er will.“

„Du mußt?“

„Ja, Fritz.“

Einen Augenblick kam Fritze Kuhlekamp ein ganz unmöglicher Gedanke, aber dann schüttelte er den Kopf.

„Unsinn! Das redest du dir nur so ein.“

„Nein, Fritz, ich muß. Bitte, frag' nicht weiter. Laß dir genug sein, daß ich dir sage, daß ich dich lieb habe und — daß ich dir danke für alle deine Liebe und daß —“

„Aber, Mensch! Wenn du so'n hübsches Mädel hast, laß se doch nich weinen.“

Beide fuhren zusammen und sahen in die Gesichter zweier junger Burschen, die jetzt laut lachten.

„Wenn das meine wäre —“

Fritz antwortete nicht —. Irma war ganz rot geworden und verbiß ihre Tränen. Antworten hatte keinen Zweck. Warum sollten sie mit den beiden angeheiterten Burschen Krakeel anfangen? Schnell gingen sie zur Straße.

„Soll das nun wirklich unser Abschied sein?“

„Vielleicht kann ich dir später mal alles erklären. Wenn wir uns wiedersehen — als ganz alte Leute. Dann wirst du verstehen, daß ich so handeln muß.“

Schweigend gingen sie bis zu der ehemaligen Fabrik.

„Leb wohl, Fritz, und laß es dir gut gehen.“

„Ich weiß nich. Ich muß woll zu dämlich sein, um das zu begreifen.“

Plötzlich schlang sie die Arme um seinen Hals. Sie hatte ihn in den dunklen Hausflur gezogen. Dann küßte sie ihn auf den Mund.

„Leb wohl, Fritz, und laß es dir gut gehn.“

Sie rannte am Portier vorbei; Fritz konnte ihr nicht folgen, aber er schüttelte den Kopf.

Was war denn da los? Sollte doch —? Unsinn, ein Mädchen wie Irma ließ sich doch mit solchem Pomadenaffen nicht ein. Ganz traurig ging er die Straße entlang.

Irma stand im Hof und strich sich über die Stirn. Hier war es ruhig und still. Oben bei den Eltern waren die Fenster erleuchtet. So wie sie jetzt sicher aussah, rot und verheult, konnte sie doch nicht hinaufgehen. Was sollte sie sagen? Sie ging ganz langsam unter den kahlen Bäumen auf und nieder. Der gute Fritz! Der liebe, gute Fritz! Und doch war es so sonderbar in ihr. Wenn jetzt Werner Pistor nicht gewesen wäre, hätte sie sich wahrscheinlich eben mit Fritz verlobt. Mit einemmal war sie ganz ruhig und konnte nachdenken. Ging denn das? Wäre das Glück gewesen? Oder war es gut, daß es so gekommen? Warum wußte sie denn selbst nicht einmal, wie es in ihr aussah? Warum hatte sie keinen einzigen Menschen auf der Welt, mit dem sie sich aussprechen konnte?

— — — — — — — — —

Vater Weigel und Alfred waren in die Wohnung heraufgekommen; alle drei hatten sich gewundert, warum Irma noch nicht da war, und dann hatten sie sich an den Tisch gesetzt und zu Abend gegessen.

Es hatte geklingelt, Mutter Weigel machte auf und dachte, daß Irma den Schlüssel vergessen hätte; da stand Werner Pistor vor der Tür.

„Ich möchte mal gern was besprechen. Ist Fräulein Irmintrud auch daheim?“

Einen Augenblick mußte Frau Auguste verschnaufen, so war ihr die Frage an die Nieren gegangen. Also machte der Ernst? Sie hatte bisweilen an so was gedacht und nie recht gewußt, ob sie es wünschen sollte oder nicht.

„Irma ist noch nicht zu Hause.“

„Das trifft sich ja alles recht gut. Ich möchte gern mit Ihnen allein reden.“

„Bitte, treten Sie näher.“

Alfred war aufgestanden. Ihm war der Pomadenaffe ein Ekel.

„Ich habe noch mit einer Arbeit zu tun.“

„Bitte, Herr Weigel, ich möchte nur mit Ihren Eltern etwas Geschäftliches besprechen.“

„Herr und Frau Weigel, Sie wissen, ich bin kein Mann von langen Redensarten. Ich wollte Sie etwas fragen. In Oranienburg ist eine kleine Tischlerei zu verkaufen. Vielleicht könnte man Ihnen das Geld vorstrecken.“

„Was sollen wir denn in Oranienburg?“

„Sie müssen doch wieder mal einen richtigen Boden unter die Füße bekommen, und hier geht das doch nicht.“

„Ich habe doch ganz nett zu tun.“

„Sie wissen doch, daß Sie weiter keine Arbeit haben als die, die wir Ihnen zuschicken. Sie wissen aber auch, daß wir dafür nichts bezahlen, weil Fräulein Irmintrud nichts nimmt. Daß Sie also nur von dem Geld leben, das noch von dem Autoverkauf übrig ist, und deshalb müssen Sie vernünftig sein.“

Ganz entsetzt starrten die beiden ihn an. —

„Was sagen Sie da?“

„Aber Herr Weigel, Sie werden doch nicht im Ernst glauben, daß Sie hier noch einmal hochkommen. Ein alter Mann wie Sie.“

Unsicher stammelte Weigel:

„Und in Oranienburg?“

„Ich habe mich vielleicht unrichtig ausgedrückt. Eine eigene Tischlerei ist das ja eigentlich nicht. So mehr Werkführerstellung in einer. Wenn man da was zugäbe, würde der Mann vielleicht . .

„Also soweit bin ich schon, daß man was zugeben soll, wenn einer den alten Weigel nur nimmt.“

„Herrgott, wie Sie das auffassen! Ein Mann in Ihren Jahren! Sie müssen doch auch an das Glück Ihrer Tochter denken.“

Weigel stand langsam auf.

„Ach so! Der alte Weigel soll abgeschoben werden, damit sich der Herr Werner Pistor seiner nicht zu schämen braucht. Danke, Herr Pistor, den Fall wollen wir uns erst überlegen. Und jetzt — Ihre Möbel lassen Sie morgen abholen. Für Sie arbeite ich nicht mehr und wenn ich stempeln gehen muß. Und Ihre kostbare Zeit will ich auch nicht länger in Anspruch nehmen, Herr Pistor.“

„Sie werden sich das noch überlegen. Sie sind etwas erschreckt, aber — gute Nacht.“

Er suchte einen „guten Abgang“ und war innerlich überzeugt, daß der Alte noch zur Vernunft kommen würde. Beim Hinuntergehen traf er Irma.

„Liebe Irmintrud, reden Sie Ihren Eltern zu, daß sie nicht dickköpfig sind. Ich denke, meinen Alten habe ich bald so weit.“ Irma riß sich los und stürmte die Treppe hinauf. Dann sah sie in die vollkommen verdatterten Gesichter ihrer Eltern.

Neuntes Kapitel.

Seitdem Werner Pistor bei ihnen gewesen und ihnen mit so rücksichtsloser Offenheit den Schleier von den Augen gezogen, hockte Mutter Weigel oben in der Küche und war ein Haufen heulenden Elends. Der Alte stand unten in der Werkstatt und leimte mit einer ingrimmigen Wut ein Bein in einen alten Küchenstuhl, den eine Frau aus irgendeinem Hinterhaus gebracht hatte. Dabei brummte er vor sich hin:

„Na also! Stempeln gehen auch noch! Ein Schafskopf warst du, Junge, als du damals so dumm redetest. Hätten wir lieber gleich den Gasschlauch aufgemacht. Jetzt haben wir noch eure paar Kröten aufgefressen und nun ist's doch soweit. Ob ich mal rübergehe und den neuen Mann da drüben frage: ‚Vielleicht können Sie einen Hausknecht oder einen Nachtwächter brauchen'?“

Alfred stand an der Hobelbank und mühte sich, das vierte Bein für den Stuhl zu glätten. Was sollte er sagen?

„Ich weiß auch nicht, warum das Mädel den Werner Pistor nich will. Ist doch schließlich ein ganz patenter Bengel, und Zaster hat er auch.“

„Weil sie ihn nicht lieb hat.“

„Quatsch! Ich habe Muttern lieb gehabt, und was is nu? Hätte Mutter damals den dicken Schlächterfarle geheiratet —“

Er lachte auf.

„Dann hätte der mit Hilfe ihres Bruders eine Wurstfabrik aufgemacht und säße jetzt so da wie ich. Hol's der Deibel. Ist nu mal so. Weißt du nicht das olle Märchen vom Fischer und seiner Frau, die auch immer höher kamen, Grafen wurden und Fürsten und immer mehr, und schließlich kam der Krach. Siehste, das sind wir. Alfred, was waret ihr beide für Esel, daß ihr euch nicht 'nen vernünftigeren Vater ausgesucht habt! Uebrigens, ein Tischler wirst du nie. Ist das etwa ein Stuhlbein? Windschief! Gib mal den Hobel her.“

(Fortsetzung folgt)

Der Absturz

Erzählung von Herbert Reinhold

Eben als sich Johannes vorbeugte, um nach dem fahrenden Kameraden auszuschauen, vernahm er dessen warnenden Ruf. Rasch duckte er sich zurück, stemmte die Beine fest gegen eine Felsleiste und packte das Seil mit beiden Fäusten. Jetzt galt es, zu halten, was er halten konnte! Der Kamerad, dessen Freund war, hatte sich ihm anvertraut, dessen Sicherheit lag in seinen Händen. Unwillkürlich blickte er nach oben, wo er ihn über einem Ueberhang auf einem schmalen Sims stehend um den Weiterweg durch die glatte Wand kämpfen wußte. Zugleich sah er aber auch nach unten in die gähnende Tiefe. Hundert Meter unter ihm wogter Baumwipfel. Zerzaust hing die Krone einer Fichte, in die ein abfallender Stein gepoltert war. Er sah hinunter und sah sich durch die Luft wirbeln, spürte die Wucht des Aufschlages, hörte Wipfel brechen und Menschen entsetzt aufschreien. So unmittelbar war das Bild, daß er erschauerte und eine Weile zitterte. Schweiß perlte ihm in die Stirn, und seine Fäuste verkrampften sich im Seil. Und bevor er sich wieder in Gewalt hatte, tat er einen leisen Ruck, den er selbst kaum verspürte, der aber ihm und seinem Kameraden zum Verhängnis wurde . . .

Seit einer Stunde stand der Kamerad auf dem schmalen Sims und suchte in gewohnter Ruhe den Weiterweg durch die überhängende, glatte Wand. Ueber ihm war griffloses Gestein erst wenige Meter unter dem Gipfel, den er schon sah, ein seichter Riß. Hatte er den erreicht, dann war das Spiel gewonnen. Seine Füße hatten guten Stand, aber seine Hände fanden nirgendwo rechten Halt. Er wußte, als sich ihm die Muskeln verkrampften, daß er zu wählen hatte: es galt entweder weiterzuklettern oder abzusteigen. Beide Wege bargen gleiche Gefahren, beide erforderten große Kraftanstrengung und größeren Mut. Als rechter Bergfahrer zog er die Möglichkeit eines Absturzes gar nicht in Betracht, und dem Mann der Tat war es selbstverständlich, um den Sieg bis zum letzten zu ringen. Er reckte sich auf die Zehenspitzen und suchte mit der Rechten einen Griff, der ihm einen Durchzug zur nächsten abschüssigen Felsleiste ermöglichen sollte. Er fand nach langen Minuten einen aus dem Gestein springenden Kiesel, der Halt versprach, und vorsichtig wagte er seine Kräfte. Unendlich langsam, immer auf das Gleichgewicht bedacht, drückte er sich hoch, und schon wollte er einen befreienden Schnaufer tun, als seine Muskeln erschlafften. Schnell ließ er sich die wenigen gewonnenen Zentimeter zurückgleiten und faßte glücklich wieder Fuß auf dem Sims. Dann balancierte er sich aus, packte mit der Linken einen winzigen Griff und schüttelte sich den Krampf aus der Rechten. Dann rief er Johannes zu, jetzt aufzupassen. Das nächste Mal mußte es gelingen!

Gerade als er sich von neuem und nun sicherer hochdrückte, tat Johannes jenen leisen Seilruck. Der Kamerad hatte den Kiesel gefaßt, war mit der Linken schon auf der erstrebten abschüssigen Felsleiste und zog die Beine weitgespreizt nach. Da ging es wie ein fürchterlicher Schlag durch ihn! Er krallte sich in das Gestein und versuchte das Gleichgewicht zu erhalten, aber der Ruck war trotz seiner Geringheit zu stark gewesen. Der Bergfahrer sah in diesen Bruchteilen von Sekunden, wie sich seine Finger öffneten, spürte die Beine ins Leere rutschen, erblickte nahe über sich den Gipfel und einen Zipfel sonnigen Himmels, dann stürzte er in die Tiefe.

Johannes erkannte sofort, was geschehen war. Das Seil surrte toll felsab, ein merkwürdiges Brausen ertönte, und schon sauste der Körper des Freundes sich überschlagend an ihm vorüber. Johannes sah den Stürzenden kaum, verfolgte nur den rasenden Seilablauf und wußte im Nu, wann der zu haltende harte Ruck zu erwarten war. Trotzdem waren die nächsten Sekunden wie tausend Blitze. Er fühlte Schlag auf Schlag, und während sich seine Hände in das Seil verkrampften, hämmerten seine Schläfen laut unter der ungeheueren Erregung. „Das Seil!“ schrie er.

Dann kam der furchtbare Ruck. Es hob ihn aus. Sein Schädel prallte gegen den Ueberhang. Johannes stemmte und stemmte und spannte alle Muskeln bis aufs äußerste an, und erst als die Last gleichmäßiger wurde, spürte er, daß es ihm den Nacken, die Schultern und die Hände blutig gerissen und verbrannt hatte. Jetzt war das ärgste geschafft, aber noch galt es, behutsam und überlegt zu handeln. Der Freund hing am Seil, es hatte gehalten, aber ob er verletzt war oder nicht, konnte Johannes nicht feststellen. Sein wiederholter Ruf blieb unbeantwortet. Ihm blieb somit nichts anderes übrig, als das Seil langsam nachzulassen, so lange eben, bis der Freund auf dem dreißig Meter tiefer gelegenen Absatz landete. Endlich gab sich das Seil locker, obschon es bei weitem noch nicht abgelaufen war.

Lange blieb Johannes in der angespannten Haltung und ließ das Seil nicht aus den Händen. Lag der Kamerad auf dem Absatz? Viel hätte er darum gegeben, das zu wissen. Er wagte es nicht, loszulassen und sich vorzubeugen. Zwar sah er die Tiefe und den Pfad, der am Fels vorbeiführte, aber die Wand konnte er aus seiner Stellung nicht überblicken. Er sehnte einen Menschen herbei, einen Wanderer oder Wäldler, der ihm sagen konnte, wie es unten stand. Wieder prüfte er das Seil: es ging locker, auch dann noch, als er vorsichtig einen Meter nachgab und wieder einzog.

Da nahm er es unter der Schulter vor und wand es, damit es nicht abfalle, um die Handgelenke. Dann kroch er stöhnend vom Sicherungsplatz weg und lugte, sich vorbeugend, die Wand hinunter. Dort war der breite Absatz, er konnte ihn ganz überschauen, aber der Freund lag nicht darauf. Weiter beugte er sich vor, denn eine lähmende Ahnung packte ihn. Sollte das Seil gerissen sein? „Unmöglich!“ durchfuhr es ihn.